Tägliches
Cincinnatier Volksblatt

Briefe an das „Volksblatt" sind zu adressiren:
CINCINNATIER VOLKSBLATT, BOX 22,
CINCINNATI, OHIO.

Haupt-Offices:
NO. 637 VINE STRASSE.
CINCINNATI, O.
Geschäfts-Department....Telephon Canal 2624
Redaktion.....Telephon Canal 2045

Zweig-Offices:
Covington, Ky., 509—511 Madison Ave. Telephon South 3254
Newport, Ky., 339 York Str., Tel. South 2401

Samstag, den 21. März 1914.

Im Hause sind die Anträge zum Verbot der Einfuhr von Kinderarbeit verworfen worden. Die Republikaner und Progressisten haben dafür gestimmt. Von den Letzteren ist das nicht überraschend, da sie keine Oekonomen, sondern unpraktische Schwärmer sind. Die Republikaner, die bislang gegen diesen Vorschlag Stellung nahmen, haben dafür gestimmt, um die Demokraten vor dem arbeitenden Publikum zu diskreditiren. Den Demokraten wird aber keine Anerkennung für ökonomische Einsicht gezollt, sondern es wird ihnen vorgeworfen, daß sie aus Gefälligkeit gegen die südlichen Industrien, welche die Kinderarbeit in der empörendsten Weise benutzen, gegen den Vorschlag gestimmt haben und wir halten diesen Vorwurf nicht für unbegründet. Allein die Thatsachen, welche angeführt werden, sollten doch die Herren im Kongreß veranlassen, erst für eine vernünftige Regulirung der Kinderarbeit in ihrem Lande sorgen, ehe sie sich erkühnen, dem Auslande hierüber Vorschriften zu machen, denn wenn es auf einen Vergleich zwischen Kinderarbeit hier und im Ausland ankäme, würden die Ver. Staaten dabei sehr schlecht abschneiden.

Eine kleine Probe von der Redekunst, die im Kongreß zu hören ist, lieferte der neue Repräsentant von Iowa. Dieser sprach in seiner Jungfernrede über das Thema, ob die zollfreie Henne aus China der Schwester aus Iowa die Existenz abschneidet. Das bestritt der Redner und trug das in folgenden Worten vor, welche die unüberwindliche landschaftliche Ueberlegenheit Iowas darthun:

„Die wellenförmige Prairie, welche in den liebenden Armen des flüssigen Silbers des Vaters der Ströme im Osten ruht und im Westen in den goldaelben Armen des Big Muddy ist ein Garten des Herrn, der in der musikalischen Sprache des Indianers gebührend Iowa, das schöne Land, genannt wird. Vom Tage an, wann die Lerche zum Himmel emporfliegt und ihren Zauberklang ertönen läßt, den kein Mendelssohn, kein Mozart und kein Grieg erreichen kann, bis zum Indianer-Sommer, wann der Reif auf dem Kürbis glänzt und das Korn erstrahlt, und die 60,000 Quadratmeilen des Iowaer Bodens eine große Werkstatt des Korns, des Korns, des königlichen Korns, das in seinem gelben Herzen Nahrung und Reichthum für alle Nationen birgt." Vollmar hat seine Motive dem deutschen Dichter entlehnt, welcher den Landmann besingt, „der konkave Bisucht ethisch treibt und sich die Nase an den Sternen reibt."

Eine Anzahl Demokraten bestehen darauf, den Trust-Bills einen Paragraphen anzufügen, welcher Arbeiter-Unionen von den Strafbestimmungen der Trustgesetze ausnimmt und sie wollen, um ihren Willen durchzuführen, einen Partei-Kaukus einberufen. Diese Entschlossenheit ist zu loben. Wenn durch Nichteinfügung des Paragraphen zweifellos festgestellt ist, daß Arbeiter-Unionen als Trusts angesehen werden, dann wird es nicht ausbleiben, daß die Scharfmacher unter unseren Arbeitgebern die Verfolgung der Unionen als Trusts mit Entschiedenheit fordern und sogar den Kampf beginnen werden, indem sie die Auflösung der Unionen selber in die Hand nehmen. Daraus muß sich ein gefährlicher Zustand ergeben, da mit Bestimmtheit vorauszusehen ist, daß die amerikanischen Arbeiter sich das Koalitionsrecht, das in der ganzen Welt anerkannt wird, nicht nehmen lassen werden. Die Straflosigkeit der Unionen wird aus dem Grunde bekämpft, daß dieselben ihr Koalitionsrecht zu Boycotts mißbrauchen. Die Entscheidung gegen die Hutmacher-Union von Danbury, Conn., hat aber erwiesen, daß sie dieses Recht nicht straflos in Anwendung bringen können und wenn das nicht genügt, so kann das Gesetz noch besondere Strafen gegen Boycotts verhängen. Aber das Koalitionsrecht darf den Arbeitern nicht entzogen werden.

Der Präsident hat bei der Einweihung des neuen Quartiers des nationalen Preß-Klubs Gelegenheit genommen, sein Herz auszuschütten und darzulegen, weshalb das Präsidentenamt eine schwere Last und Bürde ist. Was ihn besonders schmerzlich berührt, ist die Schilderung in der Presse, welche ihn als einen kaltberechnenden Menschen ohne Gemüth und edle Impulse darstellt. Das sei völlig von der Wahrheit entfernt. Auch er werde mächtig von Leidenschaften bewegt. Er halte sich aber gewaltsam zurück, weil ihm die große Verantwortlichkeit seiner Stellung bewußt ist und er die Pflicht erkannt hat, Fehler zu vermeiden, die aus Uebereilung entstehen.

Wir wundern uns, daß der Präsident sich über die falsche Darstellung seiner Persönlichkeit und seiner Politik sich einer elegischen Stimmung hingibt. Das ist das Loos aller Präsidenten gewesen. Der Präsident ist eine Art öffentliche Zielscheibe, gegen welche jeder seine Wurfgeschosse richtet und er kann von Glück sagen, wenn diese Wurfgeschosse nicht ausschließlich aus Straßenkoth angefertigt sind. Was speziell den Vorwurf der persönlichen Kälte betrifft, so sind ihm alle Männer in hoher Stellung ausgesetzt, welche die theatralische Pose vermeiden. Washington galt für abstoßend kalt und er empfand diese Meinung ebenso schmerzlich wie Wilson. Häufig protestirte er dagegen, daß wenn er in einen Ballsaal oder sonst in einen gesellschaftlichen Kreis trat, alle Heiterkeit plötzlich verstummte und eine eisige Kälte sich einstellte. Die Würde, welche Washington zur Schau trug und alle Vertraulichkeit unterdrückte, war durchaus nicht erkünstelt und sogar nicht gewollt; sie entstammte seinen Geistesanlagen. Washingtons Gesicht war immer ernst, weil er stets mit ernsten Gedanken beschäftigt war und das wieder rührte davon her, daß die Gedanken sich bei ihm langsam durcharbeiteten und entwickelten. Wir wissen nicht, ob Wilson das Urtheil, das über ihn gehegt wird, als einen persönlichen Nachtheil betrachtet. Daß Präsidenten hieraus Schaden erwachsen kann, lehrt die Geschichte von John Quincy Adams. Dieser hatte das Unglück, daß Jeder, der sich ihm näherte, sein Feind wurde. Das hat ihm die zweite Präsidentschafts-Nomination gekostet. Politiker seiner Partei, die ihm freundlich entgegenkamen, wurden so abstoßend behandelt, daß sie nichts von ihm wissen wollten. Das lag nicht daran, daß er stolz und eingebildet gewesen wäre, sondern an seinem schroffen Wesen. Wenn Jemand ihm ein Kompliment machte, antwortete er, ohne es zu wollen, mit einer Grobheit. Im Allgemeinen kultiviren die Präsidenten die Freundlichkeit. Das verbindliche Lächeln und der kräftige Händedruck sind nach ihrer Auffassung Pflichten ihres Amtes und das Publikum gibt diesen Präsidenten den Vorzug. Das ist natürlich ein oberflächliches Urtheil und auch insofern ungerecht, als Niemand über seine persönlichen Anlagen hinauskann. Für Lincoln war es selbstverständlich, daß er sich mit jedem Besucher lustig unterhielt und ihm eine mehr oder minder gewagte Anekdote erzählte, was ihn ja auch in den Anfängen, als man seine großen Geistesanlagen noch nicht kannte, in den Ruf eines faulen Menschen brachte. Allein gleichviel wie ein Präsident disponirt ist, sollte er Urtheile über seine Persönlichkeit nicht beachten. Er soll seine Pflicht redlich und nach bestem Gewissen thun und aller Kritik das innere Bewußtsein entgegenstellen, daß er das Rechte gewollt und nach Kräften gethan hat.

Die öffentlichen Korporationen.

Die östlichen Zeitungen richten einen Aufruf an das Publikum um gerechte Behandlung der öffentlichen Korporationen. Es wird gesagt, daß sie sich in Folge der großen Lasten, welche der Bund und die Einzelstaaten ihnen auferlegen, in einer äußerst schwierigen Lage befinden. Daß sie sich nicht in guter Verfassung befinden, kann zugestanden werden, aber daß es durch die Gesetzgebung der letzten Jahre verschuldet ist, muß man als eine unbegründete Behauptung bezeichnen. Das Uebel, unter welchem die öffentlichen Korporationen sammt und sonders leiden, ist von ihnen selbst verschuldet worden. Sie haben die Aktienverwässerung und die Bonds-Verschuldung in solchem unsinnigen Umfang betrieben, daß es ihnen schwer fällt, die Zinsen auf die Bonds aufzubringen und viele Aktien keinen Gewinn abwerfen. Wer sein Unglück selbst herbeiführt, kann auf keine Sympathie rechnen. Die Inhaber von Aktien haben am allerwenigsten Anspruch, denn es ist ein offenes Geheimniß, daß die Aktien sie in sehr vielen Fällen nichts gekostet haben, sie wurden zu jedem Bond beigegeben.

Auf diese unwiderleglichen Thatsachen wird die Antwort ertheilt, daß, wenn keine Hilfe durch Gewährung größerer Zahlung für die Dienstleistungen gebracht wird, ein Riesenkrach nicht ausbleiben könne, der das ganze Land ins Unglück stürzen würde. Dieser Schreckschuß wird schwerlich die gewünschte Wirkung haben. Im Jahre 1893 waren zwei Drittel der Eisenbahnen des Landes bankerott und sie haben sich wieder herausgearbeitet. Es geschah das theilweise durch Entwässerung des überwässerten Kapitals und theilweise durch Zufluß von frischem Gelde in Form von Geldzuschuß Seitens der Aktionäre, was man technisch als Assessments bezeichnet. Die besteuerten Aktionäre wurden alle zu reichen Leuten, da die Aktien im Laufe einer nahen Zeit weit über den Nennwerth notirt wurden. Es ist nicht ersichtlich, warum der gleiche Prozeß jetzt nicht ebenfalls die gleiche Wirkung haben sollte.

Sodann ist in Betracht zu ziehen, ob die geforderte Abhilfe sich nicht noch verderblicher erweisen würde, als das jetzige Uebel. Eine Belastung des Publikums mit hohen Abgaben hat, wie sich das von selbst versteht, eine Unterbindung von Handel und Industrie zur Folge und wenn diese am Boden liegen, ist Alles verloren. Sicherlich macht es einen wesentlichen Unterschied, ob Frachten hoch oder niedrig sind. Als einwandsfreie Zeugen hierfür haben wir die Chicagoer Waarenhausbesitzer. Diese haben vor der zwischenstaatlichen Handels-Kommission ausgesagt, daß ein Frachtaufschlag von fünf Prozent eine Erhöhung der Waarenpreise um zwanzig Prozent zur Folge haben würde. Wenn alle Waaren in den Ver. Staaten um zwanzig Prozent theurer werden, so geht die Mehrausgabe für das Publikum in die Milliarden und es braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden, daß der Waarenverbrauch um zwanzig Prozent abnehmen müßte. Damit ist weiter gesagt, daß die Fabriken um zwanzig Prozent weniger produziren und die Arbeitslosigkeit den Umfang einer öffentlichen Kalamität annehmen würde. Auf die daraus sich ergebende Frage, ob es besser wäre, die Korporationen leiden zu lassen als das ganze Land ins Elend zu stürzen, kann doch nur eine Antwort möglich sein, zumal das durch den Aufschlag verursachte Unglück sich als dauernd erweisen würde und unheilbar wäre, während, wie wir gezeigt haben, die Korporationen sich wieder rehabilitiren könnten.

Damit wollen wir einen Frachtaufschlag nicht absolut abgelehnt haben. Wenn die Untersuchung erweist, daß die Eisenbahnen eine Vergütung erhalten, welche die berechtigten Ausgaben nicht deckt, wozu auch die Verzinsung des wirklich angelegten Kapitals gehört, dann muß der Aufschlag bewilligt werden. Das ist ein bloßer Vernunftschluß, denn eine ungenügende Entschädigung würde die Eisenbahnen zwingen, ihren Betrieb einzustellen. Es kann Niemandem zugemuthet werden, mit Verlust zu arbeiten und thatsächlich wird das auch Niemand thun. Wenn aber der Erweis erbracht wird, daß die Bahnen jetzt schon eine Entschädigung erhalten, welche die Betriebsausgaben und die Verzinsung des wirklich angelegten Kapitals deckt, so kann die Abhilfe nur in einer Reorganisation bestehen, wie sie vor 1893 bis 1896 vor sich gegangen ist. Wir glauben aber, daß solch drastisches Mittel nicht nöthig sein wird, weil die Wiederbelebungskraft der Eisenbahnen in der Zeit liegt. Mit jedem Tage wird der Transport in Folge der Zunahme der Bevölkerung und der Erschließung neuer Handelsgebiete größer, was doch den Gewinn von Jahr zu Jahr mehren muß. Worauf es jetzt ankommt, ist die Beschaffung von Kapitalien, theils um die schwebenden Schulden zu fundiren, theils um Betriebsverbesserungen vorzunehmen. In Bezug auf das Erstere ist den Eisenbahnen wieder ihr Sündenregister vorzuhalten.

Sie machten während einer Reihe von Jahren glänzende Geschäfte und erklärten weit über die Norm hinausgehende Dividenden, anstatt einen Theil des Profits für ungünstige Jahre aufzusparen. Als daher 1908 der Krach eintrat, mußten sie Geld aufnehmen, um Zinsen zu bezahlen, zum Theil auch, vielleicht auch zum größeren Theile waren sie gezwungen, ihre fälligen Bonds zu prolongiren. In Folge der Panik in diesem Lande, die sich Europa mittheilte, stand der Zinsfuß höher, als sonst. Um nun an Zinsen zu sparen, behalfen die Eisenbahnen sich mit einjährigen Wechseln, in der Erwartung, später die Bondsschuld zu niedrigeren Zinsen prolongiren zu können. Diese Erwartung ist nicht eingetroffen. Aus Ursachen, die anzuführen zu viel Zeit und Raum beanspruchen würden, blieb der Zinsfuß hoch. In Folge dessen haben die Bahnen gegen eine schwebende Schuld anzukämpfen, die eine fundirte sein sollte und hätte sein können. Ihre vorgebliche Absicht ist, den hohen Zins zu bezahlen, den sie vor sechs Jahren nicht gewähren wollten, um die Schuld zu fundiren, aber das Geld hierzu soll das Publikum in Form von hohen Frachtraten gewähren. Es ist nicht zu verwundern, daß das Publikum damit nicht einverstanden ist.

Doch ist die Lage nicht annähernd so bedenklich, wie die Eisenbahnen sie schildern. Vor Ende des Jahres wird das neue Kreditsystem der Ver. Staaten eröffnet werden und daraus sich ein niedrigerer Zinsfuß ergeben, was die Eisenbahnen in Stand setzen wird, ihre schwebende Schuld zu fundiren und sobald das geschehen ist, sind sie aus ihren schlimmsten Nöthen befreit. Die Eisenbahn-Finanziers wissen so gut wie jeder Andere und noch besser, daß die Hilfe nahe ist, aber sie verschweigen das, um einen Frachtaufschlag zu erlangen, der ihnen zu neuen Reichthümern verhelfen würde.

Durch die Blume.

Professor X.: „Glauben Sie, Herr Kollege, daß man unserem Chef zu seinem 50jährigen Jubiläum den Titel Geheimrath geben wird?"

Professor Y.: „Ohne Zweifel; denn deutlicher kann man ihn doch nicht daran erinnern, daß es Zeit für ihn sei — heimzugehen!"

Der dritte Band von Bebels Lebenserinnerungen.

Von dem Werke „Aus meinem Leben" (Stuttgart, J. H. W. Dietz Nf.), in dem Bebel den reichen Inhalt seines kampferfüllten Daseins niedergelegt hat, ist jetzt der dritte und letzte Band erschienen. Es ist im Interesse der Einsicht in die innere Geschichte der deutschen Sozialdemokratie bedauerlich, daß das Buch mit den Ereignissen des Jahres 1882 abbricht. Bebel hatte allerdings von vornherein nur die Absicht, seine Lebenserinnerungen bis zum Ende des Sozialistengesetzes durchzuführen, es war also ausgeschlossen, daß man erfahren würde, was der verstorbene Führer zur neuesten Entwickelung in der Partei zu sagen gehabt hätte. Jedenfalls wollte Bebel nicht in die Lage versetzt sein, über allzu frische Vorgänge und lebende Parteigenossen kritisch urtheilen zu müssen, und die kühle Sachlichkeit des Historikers wäre von ihm auf keinen Fall zu erwarten gewesen.

Die Herausgabe des mit einem charakteristischen Bild Bebels geschmückten dritten Bandes hat der Verstorbene durch letztwillige Verfügung Karl Kautsky übertragen, ihn dabei aber ausdrücklich nur zur unveränderten Verwendung des druckfertigen vorliegenden Manuskripts ermächtigt. Mitten in der Arbeit an dem Abschluß seiner Erinnerungen ist Bebel gestorben, das druckfertige Manuskript schließt mit dem Jahre 1882, das übrige Material, das er hinterlassen hat, reicht bis zum Jahre 1890. Den zweiten Band der Erinnerungen hatte Bebel bis zur Entstehung des Sozialistengesetzes geführt, den dritten leitet die Schilderung der Berathung dieses Gesetzes ein und giebt seine intime parlamentarische Geschichte, der die lebhafte persönliche Färbung und der Ausdruck der Stimmungen des temperamentvollen Schilderers Reiz verleiht. Dieses Kapitel bildet die Einleitung zu einer bis ins kleinste gehenden Darstellung der Wirkungen und Folgen des Sozialistengesetzes. Eingehend legt Bebel dar, welche Vorbereitungen zur Abwehr und zur Hilfe für die Betroffenen im Schooße der Partei getroffen wurden. Die Periode der Wirkungen des Gesetzes, 1878 bis 1881, nennt Bebel die sorgenvollsten Jahre seines Lebens. Zur Abhilfe der dringendsten Noth lieferte zunächst eine kleine Zahl wohlhabender Parteiangehöriger, später die weitern Kreise der Partei, die Mittel. Bis August 1880 gingen 36,044 Mark ein. Die Verhängung des kleinen Belagerungszustandes über Berlin mit ihren Ausweisungen erhöhte die Schwierigkeiten. Die Ausgewiesenen zogen, wie Bebel grimmig betont, von Stadt zu Stadt und trugen Haß und Erbitterung überallhin. Infolge dieser ungewollten Wirkungen ließen später die Ausweisungen nach. Neben die „Minierarbeit", wie Bebel die geheime Thätigkeit der Partei in jener Zeit nennt, trat bald wieder die öffentliche Bethätigung, zunächst bei einer Anzahl von Reichstagswahlen. Dann kam im Ausland die Gründung der von Bebel sogenannten „illegalen" Parteipresse, gesetzwidrig vom Standpunkt des Sozialistengesetzes. Das erste von der Partei gegründete Organ im Ausland war der vom 28. September 1879 an in Zürich erscheinende „Sozialdemokrat". Aus Briefen, die Bebel an Vollmar, den damaligen Redakteur des „Sozialdemokrat" — bis 1881, dann folgte ihm Bernstein —, richtet, geht hervor, daß er für die durch die Maßregelungen erzeugte Erbitterung in der Partei im Blatt den möglichst scharfen Ausdruck wünscht. Ein besonders fesselndes Kapitel des Buches schildert die durch außerordentlich geschickten Schmuggel ermöglichte Verbreitung des Blattes in Deutschland, wobei sich Motteler als der „rothe Postmeister" durch besondere Findigkeit in der Verpackung und Beförderung des verbotenen Organs auszeichnete. Allerlei humoristische Zwischenfälle ergaben sich und das Ganze zeigt, wie schwierig ein Zeitungsverbot durchzuführen ist, wenn die andere Seite zähe Thatkraft daran setzt, das Verbot zu umgehen. Eine interessante Episode aus dem Buche ist die Geschichte von einer Erbschaft von 12,000 Dollars, herrührend von dem alten Achtundvierziger Lingenau, die der Partei vermacht war, die ihr aber entging, weil von der deutschen Regierung geltend gemacht wurde, daß die Erbin, die Sozialdemokratische Arbeiterpartei, in Deutschland nicht mehr bestehe, da sie aufgelöst sei und nicht mehr geduldet werde. Unter Heranziehung zahlreicher interessanter Vorkommnisse schildert Bebel den Kleinkrieg, den er und andere führende Genossen gegen die Schikanen der überwachenden Polizei geführt haben. Man kann nicht sagen, daß sich dieses Kapitel für den Nicht-Sozialdemokraten gerade erhebend liest. Es war ein kleinliches Hin- und Herzerren, ein gegenseitiges Ueberlisten, wobei natürlich jede polizeiliche Ungeschicklichkeit der Gegenseite nur nützte. Der Erbitterung über die Verfolgungen, denen die Partei ausgesetzt war, gab Bebel in der Reichstagssession von 1880 schärfsten und wüthendsten Ausdruck; man kann sich dem Eindruck nicht verschließen, den es machte, als er darauf hinwies, daß die Maßregelungen, Ausweisungen u.s.w. in Hunderttausenden das Verlangen nach Rache und Vergeltung hervorrufen müßten. In derselben Tagung erklärte Bebel in der Septennatsdebatte, daß, wenn irgendeine Macht deutsches Gebiet erobern wolle, die Sozialdemokratie gegen diesen Feind „gerade so gut Front machen" werde, wie jede andere Partei. Daraufhin wurde er im „Sozialdemokrat" von einem süddeutschen Genossen angegriffen, vertheidigte aber mit gewohntem Temperament die ihm selbstverständliche Wahrheit, daß die deutsche Sozialdemokratie dasselbe Interesse daran habe, den deutschen Boden vor Eroberung durch Fremde zu bewahren, wie die übrigen Parteien.

Ein interessantes Kapitel des Buches bildet die Schilderung der Wirkungen des bald darauf über Leipzig, Bebels Wohnsitz, verhängten kleinen Belagerungszustandes. Bebel, Liebknecht und andere siedelten nach Orten in der Nähe von Leipzig über. In leidenschaftlichem Zorn spricht sich Bebel darüber aus, daß man ihn und seine Freunde wie „Vagabunden oder Verbrecher ausgewiesen und ohne eine gerichtliche Prozedur von Weib und Kind gerissen" hätte. Er fügt hinzu, „kein Prozeß, keine Verurtheilung haben je bei mir ähnliche Gefühle des Hasses, der Er- und Verbitterung hervorgerufen, wie jene von Jahr zu Jahr sich erneuernden Ausweisungen." Was Bebel aus seinem ehrlichen Temperament heraus über die kleinen und großen Wirkungen der Unterdrückungs-Gesetzgebung mittheilt, verdient, im Gedächtniß behalten zu werden als Beleg für die Nutzlosigkeit einer derartigen Gesetzgebung, die sich gegen geistige Bewegungen richtet.

Die Umstände, unter denen die Partei in die Reichstagswahlen 1881 eintrat, erklärt Bebel für die „denkbar ungünstigsten", weil keine Parteipresse mehr bestand und die Partei keine Flugblätter gedruckt bekommen konnte. Auch scheuten sich die Genossen, zu kandidiren. Mit Triumph weist Bebel darauf hin, daß die Partei dennoch 311,961 Stimmen erzielte. Das war der ziffernmäßige Beweis für die Wirkungslosigkeit des Sozialistengesetzes. Eine Erinnerung an die Verhandlungen, die in Berlin 4. wo die Konservativen um jeden Preis die Fortschrittler besiegen wollten, zwischen den Konservativen, vertreten von Adolf Wagner, Stöcker usw., und den Sozialdemokraten stattfanden, werden die heutigen Konservativen ungern aufgefrischt sehen. Die Konservativen verlangten von den Sozialdemokraten eine Erklärung, worin sie die arbeiterfreundliche Absicht der Reichsregierung anerkennten und feststellten, daß sie gemeinsam mit den sozialreformerischen Parteien in Frieden an der Besserung der wirthschaftlichen Verhältnisse arbeiten wollten, und daß sie hofften, durch umfassende soziale Reformen die Revolution zu überwinden. Als Preis für die Unterzeichnung dieser Erklärung wurde ihnen geboten, daß die Konservativen im 4. und 6. Berliner Wahlkreis in der Stichwahl für die Sozialdemokraten stimmen, und daß sie, wenn die Sozialdemokraten auf gesetzlichem Wege innerhalb der bestehenden Staatsordnung Reformen erstrebten, für die Aufhebung des Sozialistengesetzes stimmen würden. Die Sozialdemokraten lehnten die Annahme dieser Bedingungen rundweg ab. In die innerste Parteigeschichte leuchten Bebels Bemerkungen über die Unstimmigkeit in der Partei. Ein Brief Bebels an Auer vom 4. Januar 1882 wirft ein Streiflicht auf diese Unstimmigkeit. Bebel sagt darin u. a.: „Für mich ist kein Zweifel, daß ein Theil unserer Führer schon seit längerer Zeit kampfesmüde ist, daß dieser Theil schon früher wider seinen Willen weitergetrieben wurde, als er seiner Natur und seiner Auffassung nach gehen wollte — —." „Der Differenzpunkt liegt — — in der ganzen Auffassung der Bewegung als Klassenbewegung—."

Man kennt Bebels berühmte Kladderadatsch-Prophezeihung. Eine ähnliche Aeußerung findet sich in einem Briefe an Engels aus dem Jahre 1882. Bebel erwähnt darin eine falsche Nachricht von seinem Tode und meint: „einstweilen habe ich einen Pakt auf weitere 40 Jahre mit dem Sensenmann geschlossen; ich denke, diese Zeit reicht nicht nur, um den Zusammenbruch des Alten zu erleben, sondern auch noch ein redliches Stück vom Neuen zu genießen." Er hat den Ablauf dieser Frist nicht mehr erlebt, vermuthlich aber noch Zeit gehabt, sich andere Anschauungen über die Haltbarkeit der bestehenden Gesellschaftsordnung zu bilden. In demselben Briefe findet sich auch ein Beispiel dafür, daß Bebel, der Mann des stürmenden Temperaments, gegen schädliche Maßlosigkeiten der Sprache sehr nachdrücklich auftreten konnte. Vollmar hatte im „Sozialdemokraten" ein paar kräftige revolutionäre Kampfartikel geschrieben, die Engels sehr gefielen. Bebel verwirft sie in seinem Schreiben an Engels als taktisch falsch und ihre Sprache als „einfach unmöglich, so prinzipiell richtig sie ist; wir richten uns mit dieser Sprache zu Grunde, und daher dürfen wir sie nicht reden." In demselben Sinne trat Bebel im „Sozialdemokraten" Vollmars Ausführungen entschieden entgegen. Sehr bezeichnend sagt er in einem weiteren Briefe an Engel über derartige revolutionäre Schreibereien: „Bleibt eine Meinung wie die Vollmarsche unwidersprochen, wird sie als allgemein gültig anerkannt, und die Folge ist, daß die Leute auch die Hand-lungen danach verlangen." Man muß an die spätere Rolle Vollmars denken, um den pianten Reiz dieser kleinen Erinnerung zu empfinden. An spätere Parteitage wird man erinnert, wenn man liest, daß Bebel von der Züricher Parteikonferenz dieses Jahres sagt, man habe sich gegenseitig gründlich die Wahrheit gesagt, und die Wirkung sei die eines die Luft reinigenden Gewitters gewesen. Das Schlußkapitel der Erinnerung behandelt den Aufenthalt Bebels im Leipziger Gefängniß in demselben Jahre. Ein Brief von Engels mit Betrachtungen über die Wirthschaftslage und eine kommende Krisis ist eingefügt. Damit bricht das Bebelsche Manuskript ab.

Die Geschichte von Bebels Leben ist die Geschichte seiner Partei. In den drei Bänden dieser Erinnerungen tritt das auf jeder Zeile hervor und damit die geradezu einzigartige Parteiführereigenschaft dieses Mannes. Dieses gewaltige Temperament hat immer mit lauterer Flamme für die Sache gebrannt, das muß auch der Gegner zugestehen, wenn er auch hier wieder sieht, wie sehr alles Persönliche hinter der Sache zurücktritt, wie diese Lebenserinnerungen so ganz zu Erinnerungen an eine leidenschaftlich vertretene Sache und ihre Entwickelung geworden sind. Wenn man diese Erinnerungen weniger als politische Schrift und mehr als Memoiren betrachtet, so möchte man mehr Persönliches, mehr innere Entwickelung, mehr seelisches Ringen spüren, aber alles das ist im Feuer der Arbeit für die Partei um- und eingeschmolzen, so daß man Bebels Namen von dem Buche wegstreichen und statt dessen den der Partei setzen könnte. Und doch zeigt der schmucklos-nüchterne Bericht über die Kämpfe und Arbeiten, wie sehr die Partei mit Bebels Lebensarbeit verbunden, wie sehr sie durch ihn geworden, vor allem parlamentarisch geworden ist. Der Kern der Lebensarbeit Bebels ist die parlamentarische Arbeit geworden, die aber bei ihm, im Gegensatz zu andern bedeutenden Parlamentariern stets obligatorisch aus dem Parlament hinaus projizirt ist.

Ueberschaut man den Inhalt der nunmehr fertig vorliegenden Erinnerungen, so muß man auch als Gegner zugestehen, daß sie in all ihrer agitatorischen Einseitigkeit und Subjektivität einen sehr werthvollen Bestandtheil unserer deutschen politischen Memoiren-Litteratur bilden. Ihr reicher Materialinhalt macht sie ebenso sehr dazu, wie die ungeheure Hingabe an eine Sache, die sie auf jeder Zeile predigen. Die deutschen Politiker werden auch diesen Band mit Aufmerksamkeit lesen müssen, er enthält ein wichtiges Stück deutscher innerpolitischer Geschichte, gesehen durch das Temperament des größten Agitators, den Deutschland bis jetzt hervorgebracht hat.

Das deutsche Lied am Nil.

Kairo 4. März.

Wie eine Gralsburg steigt es mitten aus der gelben Wüste empor, das märchenhafte Hotel Al Hayat, dessen Terrassen und Gärten gestern die „Berliner Liedertafel" beherbergten. Auf einem Rücken des Mokattamgebirges thürmt es sich auf, mit festgefügten Quadern, Kuppeln und einer ganzen kleinen Stadt flachgedachter, blendend weißer Häuser. Seine Kristallfenster, die von der Nachmittagssonne zu Rubinen gefärbt waren, blinkten wie Feueraugen hinab in die Ebene, wo sich Heluan, das heilkräftige Schwefelbad, mit seinen Villen und niedrigen Häusern zwischen Palmen versteckt.

In dieses zauberhafte Wüstenidyll schob sich nun jener Sonderzug, der die Berliner Sänger von Kairo zwischen die bizarren Reize einer orientalischen Festlichkeit brachte. Die verläßliche milde Frühlingssonne Aegyptens hatte sich schon beizeiten eingefunden, um zusammen mit der süßen, reinen Luft Heluans die Vorbedingungen für einen schmeichelhaften Empfang zu geben. Schon am Bahnhof wurden unsere Landsleute durch eine arabische „Fantasia" überrascht. Bronzefarbene Beduinen auf erlesenen Pferden, im Turban und in phantastischen Burnussen bildeten Spalier und setzten sich dann waffenschwingend an die Spitze des Zuges. Buntgeschmückte Kamele stelzten gravitätisch hinterdrein, während eine Wüstenkapelle mit fürchterlicher Vehemenz ihre Pauken und Trommeln schlug. Auch sudanesische Gaukler waren im Zug, ja, sogar eine berühmte arabische Sängerin, die in grellem Kostüm und reich mit Münzen geschmückt, auf einem weißen Maulthier vorausritt. Mit gutem Humor und erwartungsvollem Herzen marschirten unsere Sänger hinterher.

So ging es in grotesktem Aufzug durch die breiten, sauberen Straßen von Heluan. An den Häusern drängte sich eine exotische Menge, weiße, gelbe, braune und schwarze Gesichter, schreiende Turbane und rothe Tarbüsche. Hinter den Gittern der Haremsfenster lugten die neugierigen Töchter des Nils hervor, in weißen Schleiern und mit sammtglänzenden, dunkeln Augen. Große Triumphbögen mit rothen Flaggen und dem weißen Halbmond und Stern, wölbten sich über die Straßen, aus den Fenstern schaukelten bunte Fahnen, und die koketten Villen des Badeortes hatten sich mit Girlanden festlich herausgeputzt. So wallte es vorüber, während hier und dort die Filmkamera rollte und ganz wie bei der Berliner Wachtparade die Schulkinder, Jungägypten, halbnackt, ziemlich schmutzig und in köstlicher Unbefangenheit den Zug beschlossen.

War schon diese Eskorte von morgenländischer Farbenpracht, so mochte es wohl manchem wie eine Fata Morgana erscheinen, als sich unvermittelt am Ende der Hauptstraße das weiße Al Hayathotel aus dem gelben Rahmen erhob. Eine breite Freitreppe vermittelte den Eintritt in diese labyrinthische Welt von Häusern, Terrassen, Wandelhallen, Sportplätzen und Gärten. Hier wartete bereits eine mondäne Gesellschaft eleganter Touristen aus aller Herren Ländern. In die Korbsessel geschmiegt, wiegten sich graziöse Frauen in modischen Sommerroben; sonnengebräunte, sehnige Herren lehnten an den Marmorgeländern, während sich eine Unzahl vielfarbiger Flaggen vom Sims der Häuser zu den Kronen schlanker Palmen zog und mit dem Purpurroth der Oleanderbüsche wetteiferte. Ueber allem ruhte jene eigenthümliche Atmosphäre sorgloser Nonchalance, ein Fluidum von internationalet Lebenskultur, das für das ägyptische Highlife so charakteristisch ist.

Während die Sänger über die Terrassen zogen, schmetterte aus einem Pavillon die britische Regimentskapelle der Gordon-Highlanders ihren Willkommgruß. Bis zum sinkenden Abend ließen diese braven Spielleute in den originellen altschottischen Uniformen ihre geschulten Weisen erklingen; sie spielten mit einer militärischen Straffheit und wuchtigen Prägnanz, die sicherlich auch den kunstgeübten Mitgliedern der Liedertafel willige Bewunderung entlockte. Inzwischen hatten sich's die Herren aus Berlin vor einem orientalischen Zelt bequem gemacht, in dem Pilsener Bier und ein leckeres Büfett bereitgestellt waren. Davor flatterte an hohem Mast die schwarzweißrothe Flagge ins Land hinaus. Wer nun den Blick zurückwandte, vor dem breitete sich tief unten die unendliche gelbe Wüste aus. Ganz ferne blitzte das Silberband des Nils zwischen grünem Saume auf, und am Horizont zeichneten sich die dunklen Konturen der Pyramiden ab. Auf der anderen Seite sprengten zwischen gelben Sanddünen hagere Beduinen mit fliegendem Burnus gegeneinander an. In der Sonne blitzten Lanzenspitzen und Schwerter und heisere arabische Worte gellten. Es waren arabische Turniere, die hier zwischen den natürlichen Kulissen der Wüste ausgefochten wurden. Dann kamen aufregende Schwerttänze, zu denen die tremolirende Musik des Orients erklang, und schließlich ritten die Beduinen auf reich gezäumten Edelrossen die hohe Schule vor.

Aber schon rückte der Spielmannszug der Gordon Highlanders mit großen Trommeln und Dudelsäcken heran. Nun flötete es zwischen dumpfem Donner über die Terrassen mit eindrucksvoller Wucht und dabei doch so frembartigem Rhythmus, daß man mit den Leistungen unserer Tambourzüge schwer einen Vergleich ziehen kann. In den Pausen spielte wieder die Kapelle traute deutsche Weisen, die in dieser Wüsteneinsamkeit doppelt ergreifend klangen. Später kam gar die „Wacht am Rhein", die von Hunderten deutscher Kehlen begeistert mitgesungen wurde.

Nun aber trat die Liedertafel selbst zusammen. Unter Palmen bildete sie einen Halbkreis und bald brausten ihre Lieder markig und kraftgeschwellt in das fremde Land. Ein Gebet rang sich empor, dann klagten liebgewohnte Volksweisen von Liebe und Heimath, ein trotziges Kriegslied reihte sich an, und zuletzt jubelte „Das Wandern ist des Müllers Lust" hin zu dem kosmopolitischen Forum der Hotelgäste. Nun, es braucht nicht erst betont zu werden, welch frenetischer Beifall diesen meisterhaften Vorträgen folgte. Wieder und wieder mußte sich die Liedertafel zu einer Zugabe entschließen, bis endlich der herabdämmernde Abend ein gebieterisches Ziel setzte.

Rasch sank jetzt die Sonne. Ihre letzten Strahlen übersprühten die Wüstenlandschaft mit flimmerndem Roth, während der blaue Himmel in sanften Farben erglühte. Ergriffen und stumm standen alle und fühlten den Zauber ägyptischer Abenddämmerung. Selbst die Haremsdamen, die vom Lied der Deutschen heraufgelockt waren, verloren ihre Scheu und drängten sich mit dünnen Schleiern zwischen die Männer aus „Alemania", die so wunderbar singen können. Da trat zum letztenmal die englische Kapelle zusammen; als paradoxes Gegenstück zur Umgebung flatterte ein Potpourri auf: „Berlin wackelt".

Erich O. Möller.

Lokal-Bericht.

Nach Chicago als Zeugen.

Detektivchef Love erhielt gestern einen Check von dem Polizei-Departement in Chicago für die Unkosten und Auslagen von Personen, welche dort in dem Prozeß gegen den angeblichen Mörder Koetters als Zeugen auftreten sollen